

JEFFERY
DEAVER



WAHL
LOS

THRILLER

blanvalet

Buch

Ein Konzert in einem beliebten Nachtclub endet für die Besucher in einem Albtraum, als ein Feueralarm ausgelöst wird. Der Notausgang ist blockiert – es kommt zu einer Massenpanik, bei der zahlreiche Menschen sterben.

Kathryn Dance ermittelt und stößt auf Beweise, die infrage stellen, dass es sich bei den Geschehnissen um ein tragisches Unglück handelte. Ein psychopathischer Täter hat offenbar die Angst der Konzertbesucher ausgenutzt, um seine perversen Bedürfnisse zu befriedigen. Dance muss alles daransetzen, ihn unschädlich zu machen, denn sie ist sicher, dass er wieder zuschlagen wird ...

Autor

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat der von seinen Fans und den Kritikern gleichermaßen geliebte Jeffrey Deaver sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher, die in 25 Sprachen übersetzt werden und in 150 Ländern erscheinen, haben ihm bereits zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingebracht. Auch die Verfilmung seines Romans *Der Knochenjäger* (mit Denzel Washington und Angelina Jolie in den Hauptrollen) war weltweit ein sensationeller Kinoerfolg.

Besuchen Sie uns auch auf
www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Jeffery Deaver

Wahllos

Thriller

Ins Deutsche übertragen
von Thomas Haufschild

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Solitude Creek* bei Grand Central Publishing, New York

© Gunner Publications, LLC 2015

© der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by Blanvalet in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: Trevillion Images/Clayton Bastiani

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-18676-0

V002

www.blanvalet.de

Den Bibliotheken und Bibliothekaren allerorten ...

Die Angst tötet das Bewusstsein.
Frank Herbert, *Der Wüstenplanet*

PANIK

Dienstag, 4. April

1

Das Roadhouse war gemütlich, freundlich, preiswert. Rundherum gut. Und vor allem ungefährlich.

Denn das spielte immer eine Rolle, wenn man seine halbwüchsige Tochter zu einem Abend mit Livemusik mitnahm.

Jedenfalls für Michelle Cooper. Ungefährlich im Hinblick auf die Band und ihre Musik, die Gäste, das Bedienpersonal.

Auch was den eigentlichen Klub anging, den – gut beleuchteten – Parkplatz, die Notausgänge und die Sprinkleranlage.

Darauf achtete Michelle stets ganz besonders. Wiederum wegen der Teenager-Tochter.

Das Solitude Creek zog ein gemischtes Publikum an, Alt und Jung, Männer und Frauen, Weiße, Latinos, Asiaten und einige Afroamerikaner, ein Querschnitt der Bevölkerung rund um die Monterey Bay. Es war nun kurz nach neunzehn Uhr dreißig, und Michelle ließ den Blick über die etwa zweihundert Besucher schweifen, die sich aus der näheren und fernerer Umgebung eingefunden hatten, allesamt in gehobener Stimmung und voller Vorfreude auf die aufstrebende Band. Falls sie Sorgen mitgebracht hatten, schoben diese sich bei der Aussicht auf Bier, skurrile Cocktails, Chicken Wings und Musik zusehends in den Hintergrund.

Die Gruppe war aus Los Angeles eingeflogen, eine ehemalige Garagen-, dann Begleitband und nun Roadhouse-Hauptact, dank Twitter und YouTube und Vidster. Heutzutage wurden Musiker durch Mundpropaganda und Talent bekannt, und die sechs Jungs von Lizard Annie arbeiteten mit ihren Smartphones genauso hart wie auf der Bühne. Noch waren sie zwar nicht O. A. R. oder Linkin Park, aber mit etwas Glück vielleicht bald.

Michelles und Trishs Unterstützung war ihnen zumindest sicher. Anscheinend konnte die niedliche Boygroup sogar auf *jede Menge* Mütter und Töchter zählen, wenn man sich hier so umsah:

hauptsächlich Eltern und ihre Heranwachsenden – die Texte waren auch weitgehend jugendfrei. Heute Abend lag das Alter der Anwesenden so zwischen sechzehn und vierzig, schätzte Michelle. Na gut, womöglich Mitte vierzig.

Sie bemerkte das Samsung in der Hand ihrer Tochter. »Sims später weiter. Nicht jetzt.«

»Mom.«

»Wer ist es denn?«

»Cho.«

Ein nettes Mädchen aus Trishs Musikunterricht.

»Zwei Minuten.«

Der Klub füllte sich. Das Solitude Creek war ein vierzig Jahre altes eingeschossiges Gebäude mit einer kleinen rechteckigen Tanzfläche aus verschrammter Eiche, umgeben von hohen Tischen und Barhockern. Die knapp einen Meter hohe Bühne befand sich am nördlichen Ende, der Tresen auf der gegenüberliegenden Seite. Im Osten lag die Küche, die eine umfangreiche Karte vorweisen konnte. Dadurch entfiel die Altersgrenze: Lokale mit Alkoholausschank durften nur dann von Minderjährigen frequentiert werden, wenn es dort ein vollwertiges Speisenangebot gab. Die westliche Wand hatte drei Notausgänge.

An der dunklen Holzvertäfelung hingen Plakate und Bühnenfotos, manche mit echten oder falschen Autogrammen, die viele jener Künstler zeigten, die am legendären Monterey Pop Festival vom Juni 1967 teilgenommen hatten: Jefferson Airplane, Jimi Hendrix, Janis Joplin, Ravi Shankar, Al Kooper, Country Joe und Dutzende andere. In einem schmutzigen Plexiglaskasten lag das Bruchstück einer elektrischen Gitarre, die damals nach dem Auftritt von The Who angeblich von Pete Townshend höchstpersönlich zertrümmert worden war.

Die Tische im Solitude Creek ließen sich nicht reservieren – wer zuerst kam, mahlte zuerst – und waren inzwischen alle besetzt. Die Show sollte in zwanzig Minuten beginnen. Unterdessen lieferten die Bedienungen die letzten Bestellungen aus und reckten dabei mit gespreizten Fingern ihre Tablettts empor, auf denen Teller mit mächtigen Burgern und Hähnchenflügeln standen, daneben Getränke. Von hinter der Bühne ertönte das Miauen von Gitarrensaiten, die

gestimmt wurden, einige schnelle Akkorde eines Saxofons und das wuchtige A eines Basses. Die Anspannung stieg. Gleich würde die Musik sie packen und mit sich reißen.

Das Stimmengewirr war laut, die Worte unverständlich. Wer keinen Tisch hatte, suchte sich einen möglichst guten Stehplatz. Da das Bühnenpodest nicht hoch und der Boden flach war, hatte man längst nicht von überall einen freien Blick auf die Künstler. Es gab etwas Gedränge, aber kaum Streit.

So war man das im Solitude Creek gewohnt. Stets zivilisiert.

Ungefährlich ...

Mit einem musste Michelle Cooper sich allerdings abfinden: der Klaustrophobie. Die Decke des Klubs war niedrig und trug zu dem Gefühl der Enge bei. Der halbdunkle Raum war zudem nicht besonders groß, und die Belüftung ließ zu wünschen übrig. Die Mischung aus Körperausdünstungen, Rasierwasser und Parfum, die sogar die Grill- und Friteusengerüche überdeckte, steigerte die Beklemmung noch. Man kam sich vor wie in einer Sardinienbüchse. Nein, *das* hatte Michelle Cooper noch nie als angenehm empfunden.

Sie strich sich geistesabwesend über ihr mattes blondes Haar, schaute noch einmal zu den – relativ nahen – Notausgängen und war beruhigt.

Noch ein Schluck Wein.

Ihr fiel auf, dass Trish einen Jungen an einem der anderen Tische musterte. Langes Haar, markantes Gesicht, schmale Hüften. Unverschämte gut aussehend. Er trank ein Bier, daher legte die Mutter sogleich ein – wenngleich stummes – Veto gegen Trishs eventuelle Absichten ein. Nicht wegen des Alkohols, sondern wegen des Alters: Das Getränk bedeutete, dass er mindestens einundzwanzig war und somit völlig ungeeignet für ihre siebzehnjährige Tochter.

Wenigstens kann ich es versuchen, dachte sie sarkastisch.

Ein Blick auf ihre diamantene Rolex. Noch fünf Minuten.

»Der Song, der für den Grammy nominiert war«, sagte Michelle.
»War das ›Escape‹?«

»Ja.«

»Sieh *mich* an, Kind.«

Das Mädchen verzog das Gesicht. »Mom.« Sie wandte den Blick

von dem Jungen mit dem Bier ab.

Michelle hoffte, dass Lizard Annie heute »Escape« spielen würden. Das Lied war nicht nur eingängig, sondern mit schönen Erinnerungen verbunden. Sie hatte es neulich nach der ersten Verabredung mit einem Anwalt aus Salinas gehört. In den sechs Jahren seit ihrer schlimmen Scheidung waren ihr zahlreiche peinliche Abendessen und Kinobesuche widerfahren, aber die Stunden mit Ross zählten nicht dazu. Sie hatten beide viel gelacht und sich im Spaß über die besten *Veep*- und *Homeland*-Episoden gestritten. Und niemand hatte sich unter Druck gesetzt gefühlt – in keinerlei Hinsicht. Was bei einer ersten Verabredung überaus selten vorkam.

Mutter und Tochter aßen noch etwas von dem Artischocken-Dip, und Michelle nippte an ihrem Wein. Wenn sie noch fahren musste, gönnte sie sich höchstens zwei Gläser, bevor sie sich ans Steuer setzte, mehr nicht.

Trish rückte ihr rosafarbenes geblühtes Stirnband zurecht und trank einen Schluck Cola light. Sie trug eine schwarze Jeans, nicht zu eng – juhu! –, und einen weißen Pullover. Michelle hatte Bluejeans an, enger als die ihrer Tochter – was aber eher einen Mangel an sportlicher Betätigung verriet – sowie eine rote Seidenbluse.

»Mom. Fahren wir am Wochenende nach San Francisco? Bitte. Ich brauche unbedingt diese Jacke.«

»Wir fahren nach Carmel.« Michelle gab einen beachtlichen Teil ihrer Maklerprovisionen in den noblen Geschäften der malerischen und fast schon klischeehaft romantischen Kleinstadt aus.

»Herrje, Mom, ich bin doch keine dreißig.« Uralt, hieß das. Trish wies lediglich auf den weitgehend zutreffenden Umstand hin, dass es hier auf der Halbinsel kaum Einkaufsmöglichkeiten für coole Teenagerklamotten gab. Die Gegend galt nicht umsonst – und mit nur wenig Übertreibung – als Refugium der Frischverheirateten und fast schon Toten.

»Okay. Wir reden noch darüber.«

Trish umarmte sie, und Michelle erstrahlte.

Sie und ihre Tochter hatten ihre Schwierigkeiten gehabt. Eine vermeintlich gute Ehe war an Untreue gescheitert. Alles ging zu Bruch. Frederick (niemals *Fred*) zog aus, als das Mädchen elf war – was für ein

tragisches Erlebnis in diesem Alter, eine derartige Trennung mitzumachen. Doch Michelle hatte hart daran gearbeitet, ihrer Tochter ein gutes Leben zu ermöglichen und ihr zurückzugeben, was ihr durch den Betrug und die folgende Scheidung entrissen worden war.

Und mittlerweile lief es rund. Mittlerweile schien das Mädchen glücklich zu sein. Michelle sah ihre Tochter aus großen Augen an, und Trish bemerkte es.

»Mom, ist was?«

»Nein, schon gut.«

Das Licht ging aus.

Die Lautsprecherdurchsagen – man möge sein Mobiltelefon ausschalten, die Notausgänge seien da drüben und so weiter – übernahm immer der Eigentümer des Klubs persönlich, der ehrenwerte Sam Cohen, eine Ikone hier an der Monterey Bay. Jeder kannte Sam. Jeder mochte Sam.

»Und nun, Ladies und Gentlemen«, fuhr seine Stimme fort, »heißt das Solitude Creek, das beste Roadhouse der Westküste ...«

Applaus.

»... die Band herzlich willkommen. Direkt aus der Stadt der Engel ... Lizard Annie!«

Tosender Beifall. Johlen.

Die Jungs betraten die Bühne. Stöpselten ihre Gitarren ein. Der Drummer nahm Platz. Ebenso der Keyboarder.

Der Leadsänger warf sich seine lange Mähne aus der Stirn und streckte dem Publikum eine Handfläche entgegen. Die typische Geste zu Beginn eines jeden Auftritts der Gruppe. »Seid ihr bereit, ausgiebig zu feiern?«

Jaulen und Pfeifen.

»Nun, wir schon.«

Die Gitarrenriffs setzten ein. Ja! Der Song *war* »Escape«. Michelle und ihre Tochter fingen an mitzuklatschen, genau wie die zweihundert anderen in dem kleinen Saal. Die Wärme hatte zugenommen, die Luftfeuchtigkeit, der intensive Geruch der Körper. Auch die Klaustrophobie. Michelle strahlte und lachte trotzdem.

Der hämmernde Beat ging weiter, Bass, Drums und die zahllosen Handflächen.

Doch dann hielt Michelle inne. Stirnrunzelnd schaute sie sich um, neigte den Kopf. Was war das? Hier im Klub herrschte, wie überall in Kalifornien, eigentlich Rauchverbot. Doch jemand hatte sich eine Zigarette angezündet, da war sie sich sicher. Sie roch eindeutig Rauch.

Allerdings konnte sie niemanden mit einer Zigarette im Mund entdecken.

»Was ist denn?«, rief Trish, der die besorgte Miene ihrer Mutter auffiel.

»Nichts«, erwiderte die Frau und fing wieder an, im Rhythmus zu klatschen.

Beim dritten Wort im zweiten Song – das zufällig »Love« war –, wusste Michelle Cooper, dass etwas nicht stimmte.

Sie roch den Rauch nun stärker. Und er rührte nicht von einer Zigarette her, sondern eher von brennendem Holz oder Papier.

Oder den alten, trockenen Wänden oder Bodendielen eines überfüllten Konzertsaals.

»Mom?« Trish runzelte die Stirn und sah sich ebenfalls um. Sie rümpfte die Stupsnase. »Ist das ...?«

»Ich rieche es auch«, flüsterte Michelle. Sie konnte keine Schwaden ausmachen, aber der Geruch war unverkennbar und nahm immer mehr zu. »Wir gehen. Sofort.« Sie stand schnell auf.

»He, Lady«, rief ein Mann, fing den kippenden Barhocker auf und stellte ihn hin. »Alles in Ordnung?« Dann stutzte er. »Herrje. Ist das Rauch?«

Auch andere Leute schauten sich um, rochen dasselbe.

Niemand im Raum, keiner der etwa zweihundert anderen – ob nun Angestellte, Gäste oder Musiker –, existierte mehr für Michelle Cooper. Sie musste ihre Tochter hier rausschaffen. Gemeinsam mit Trish steuerte sie den nächstgelegenen Notausgang an.

»Meine Tasche«, rief Trish über die Musik hinweg. Die Brighton Bag, ein Geschenk von Michelle, war auf dem Boden unter dem Tisch versteckt – nur für alle Fälle. Das Mädchen riss sich los, um die Tasche mit dem Metallherz zu holen.

»Vergiss sie, komm her!«, befahl ihre Mutter.

»Es dauert nur eine ...«, setzte das Mädchen an und bückte sich.

»Trish! Nein! Lass das.«

Mittlerweile achteten einige Leute im näheren Umkreis, denen Michelles jäher Aufbruch und der Vorstoß in Richtung Ausgang aufgefallen waren, nicht länger auf die Musik, sondern sahen sich um. Einer nach dem anderen standen auch sie von ihren Plätzen auf. Sie

schaute fragend und besorgt drein. Aus Lächeln wurde Stirnrunzeln. Augen verengten sich, wirkten plötzlich irgendwie raubtierhaft und wild.

Fünf oder sechs der Leute schoben sich zwischen Michelle und ihre Tochter, die immer noch nach der Handtasche tastete. Michelle bahnte sich kurzerhand einen Weg, packte das Mädchen an der Schulter und zog. Sie bekam nur den Pullover zu fassen. Der Stoff dehnte sich.

»Mom!« Trish machte sich los.

In diesem Moment leuchtete ein greller Scheinwerfer auf und richtete sich auf die Ausgänge.

Die Musik erstarb abrupt. Der Leadsänger sagte ins Mikrofon: »He, äh ... Leute, hört mal ... keine Panik, ja?«

»Mein Gott, was ist ...?«, rief jemand neben Michelle.

Schreie wurden laut. Ohrenbetäubend laut, im ganzen Saal, fast an der Schmerzgrenze.

Michelle bemühte sich, zu Trish zu gelangen, aber immer mehr Zuschauer zwängten sich dazwischen. Sie wurden beide in entgegengesetzte Richtungen abgedrängt.

Eine Durchsage über Lautsprecher: *»Ladies und Gentlemen, es brennt. Verlassen Sie unverzüglich den Saal! Gehen Sie nicht durch die Küchentür oder den Bühnenausgang – denn dort ist das Feuer ausgebrochen! Wählen Sie die Notausgänge.«*

In die Schreie mischte sich Geheul.

Gäste sprangen auf und stießen ihre Hocker und Gläser um. Zwei der hohen Tische kippten und krachten zu Boden. Die Leute hielten auf die Notausgänge zu, deren rot leuchtende Beschilderung weiterhin klar zu erkennen war; es roch zwar stark nach Rauch, aber die Sicht blieb gut.

»Trish! Hier drüben!«, schrie Michelle. Mittlerweile befanden sich zwei Dutzend Leute zwischen ihnen. Warum zum Teufel hatte sie wegen dieser dämlichen Tasche kehrtgemacht? »Wir müssen raus hier!«

Ihre Tochter versuchte, durch die Menge zu ihr zu gelangen. Doch die wogende Masse riss Michelle einfach mit in Richtung Ausgang, während Trish in einer anderen Gruppe gefangen war.

»Schatz!«

»Mom!«

Michelle, die zu den Türen gezerzt wurde, spannte jeden Muskel in ihrem Körper an, um sich zu ihrer Tochter umzudrehen, konnte aber nichts ausrichten, denn sie steckte zwischen zwei Zuschauern fest: einem stämmigen Mann mit T-Shirt, das bereits ziemlich zerrissen war, sodass man die Kratzspuren von Fingernägeln auf seiner roten Haut erkennen konnte, und einer Frau, deren falsche Brüste schmerzhaft in Michelles Seite drückten.

»Trish, Trish, Trish!«

Sie hätte ebenso gut stumm sein können. Das Geschrei und Wehklagen der Menschen – aus Angst und vor lauter Schmerzen – übertönte alles. Sie konnte nur noch den Kopf ihres Vordermannes und das Ausgangsschild sehen, zu dem sie hingetrieben wurden. Michelle hieb auf Schultern, Arme, Hälse und Gesichter ein und wurde in gleicher Weise von den Fäusten der anderen getroffen.

»Ich muss zu meiner Tochter! Machen Sie Platz, weg da, lassen Sie mich durch!«

Aber der Strom in Richtung der Ausgänge ließ sich nicht aufhalten. Michelle Cooper bekam kaum noch Luft. Und dazu der Schmerz – in ihrer Brust, ihrer Seite, ihrem Bauch. Furchtbar. Ihre Arme waren nun ebenfalls eingeklemmt, ihre Füße hatten keinen Bodenkontakt mehr.

Das helle Licht im Saal war an. Michelle wurde – ohne eigenes Zutun – ein kleines Stück zur Seite gedreht und sah die Gesichter der Gäste in ihrer Nähe: panisch aufgerissene Augen, dunkelrote Streifen an den Mündern. Hatten die Leute sich vor Angst auf die Zungen gebissen? Oder brachen im Gedränge ihre Rippen und bohrten sich in die Lungen? Ein Mann, Mitte vierzig, war bewusstlos und aschfahl. War er ohnmächtig geworden? Oder hatte er einen Herzinfarkt erlitten? Wie auch immer – jedenfalls wurde er durch die wogende Menge weiter aufrecht gehalten.

Der Rauchgeruch war fortwährend stärker geworden, und das Atmen fiel immer schwerer – vielleicht zog das Feuer den Sauerstoff aus dem Saal, wenngleich Michelle noch immer keine Flammen sehen konnte. Oder die panische Menge brauchte die Luft rasend schnell auf. Der Druck der anderen Leiber gegen ihre Brust tat ein Übriges.

»Trish! Schatz!«, wollte sie rufen, aber es kam nur ein Flüstern über ihre Lippen, das so leise wie der Atemzug flach war.

Wo steckte ihr Kind? War jemand ihr bei der Flucht behilflich? Wohl kaum. Niemand hier, kein Einziger, schien überhaupt einem anderen zu helfen. Das war animalische Raserei. Jeder war auf sich allein gestellt. Der reine Überlebenskampf.

Bitte ...

Die Gruppe Zuschauer, in deren Mitte sie eingeklemmt war, stolperte über etwas.

O Gott ...

Michelle erhaschte einen kurzen Blick auf eine schlanke junge Latina in einem rot-schwarzen Kleid, die mit zutiefst entsetzter, schmerzverzerrter Miene unten am Boden lag. Ihr rechter Arm war gebrochen und nach hinten gebogen. Die andere Hand streckte sie in diesem Moment nach oben aus und klammerte sich an die Hosentasche eines Mannes.

Sie war völlig hilflos und kam einfach nicht auf die Beine. Niemand schenkte ihr auch nur die geringste Beachtung, obwohl sie bei jedem scharrenden Fuß aufschrie, der gegen ihren Körper trat.

Michelle sah der Frau direkt in die Augen, als ein Stiefel sich auf ihre Kehle senkte. Der Mann versuchte, es zu vermeiden, und flehte die Menschen um ihn herum an: »Nein, macht Platz, macht Platz.« Doch genau wie alle anderen konnte auch er seine Richtung, seine Bewegungen, seine Schritte nicht mehr kontrollieren.

Unter dem Druck des Gewichts auf ihrem Hals drehte der Kopf der Frau sich sogar noch weiter zur Seite, und sie fing an, heftig zu erzittern. Als Michelle weitergeschoben wurde, waren die Augen der Latina bereits glasig, und die Zunge schaute ein Stück zwischen ihren hellroten Lippen hervor.

Michelle Cooper hatte soeben jemanden sterben gesehen.

Weitere Lautsprecherdurchsagen. Michelle konnte kein Wort davon verstehen. Nicht, dass es eine Rolle gespielt hätte. Sie konnte derzeit sowieso nichts mehr ausrichten.

Trish, hoffte sie inständig, bleib ja auf den Beinen. Fall nicht hin. Bitte ...

Als die Menge um sie herum sich weiter in Richtung der Ausgänge schob, drehte sie sich ein Stück nach rechts, und kurz darauf konnte Michelle den Rest des Klubs sehen.

Da! Ja, da war ihre Tochter! Trish war noch auf den Beinen, steckte allerdings ebenfalls in einem Knäuel Leiber fest. »Trish, Trish!«

Doch diesmal kam überhaupt kein Laut mehr aus ihrem Mund.

Mutter und Tochter bewegten sich in entgegengesetzte Richtungen.

Michelle blinzelte sich Tränen und Schweiß aus den Augen. Ihre Gruppe hatte die Ausgänge fast erreicht. In wenigen Sekunden würde sie draußen sein. Trish befand sich hingegen in der Nähe der Küche – wo doch angeblich das Feuer wütete.

»Trish! Hierher!«

Zwecklos.

Und dann sah sie, wie der Mann neben ihrer Tochter völlig die Kontrolle verlor – er schlug auf das Gesicht seines Nebenmannes ein und fing an, auf die Schultern und Köpfe der anderen zu klettern, als würde er in seinem Wahn glauben, er könne sich mit bloßen Händen einen Weg durch die Decke bahnen. Er war groß und schwer, und eine der Personen, die er als Trittbrett missbrauchte, war Trish, die fünfzig Kilo weniger wog als er. Michelle sah, wie ihre Tochter den Mund zu einem Schrei öffnete und dann durch das erdrückende Gewicht des Mannes unter der Oberfläche dieses wogenden Irrsinns verschwand.

AUSGANGSBASIS

Mittwoch, 5. April

Die zwei Leute, die an dem langen Konferenztisch saßen, musterten sie mit unterschiedlich großem Interesse.

War da noch etwas?, fragte sie sich. Argwohn, Abneigung, Eifersucht?

Kathryn Dance, eine Expertin für Kinesik – Körpersprache –, wurde dafür bezahlt, Menschen zu lesen, doch bei Gesetzeshütern war das meistens ziemlich schwierig, und so konnte sie sich im Augenblick nicht sicher sein, was den beiden durch die Köpfe ging.

Ebenfalls anwesend war ihr Chef, Charles Overby, doch er saß nicht am Tisch, sondern stand an der Tür, vertieft in sein Smartphone. Er war gerade erst eingetroffen.

Sie alle befanden sich im Erdgeschoss der Dienststelle des California Bureau of Investigation für den Westen von Zentralkalifornien, gelegen an der Route 68 in Monterey, unweit des Flughafens. Der schlecht beleuchtete, unangenehm riechende Beobachtungsraum war vom benachbarten Verhörzimmer durch einen von dieser Seite aus durchsichtigen Spiegel getrennt, den nicht mal die einfältigsten oder bekifftesten Verdächtigen für einen harmlosen Wandschmuck hielten, vor dem man sich die Krawatte oder die Frisur richten konnte.

Was die Kleidung anging, machten die beiden Besucher einen eher sachlichen Eindruck. Der Mann am Tisch – am Kopfende, genauer gesagt – hieß Steve Foster, gut sitzender schwarzer Anzug, weißes Hemd. Er war leitender Sonderermittler des California Bureau of Investigation und in der Zentrale in Sacramento beheimatet. Dance, einen Meter achtundsechzig groß und ungefähr fünfundfünfzig Kilo schwer, wusste nicht genau, ab wann man jemanden als imposant bezeichnen konnte, aber Foster kam dem jedenfalls ziemlich nahe. Mit seiner breiten Statur, der silbernen Mähne und dem stattlichen Schnurrbart, den man mit Wachs zu beachtlicher Länge hätte zwirbeln

können, wäre er waagrecht und nicht u-förmig gewachsen, wirkte Foster wie ein Marshal aus dem Wilden Westen.

Im rechten Winkel zu ihm saß Carol Allerton, voluminöser grauer Hosenanzug, das kurze schwarze Haar silbern und grau gesprenkelt. Sie war eine hochrangige Agentin der Drug Enforcement Administration und aus Oakland angereist. Die untersetzte Frau konnte auf ein Dutzend bedeutender Festnahmen verweisen. Damit war sie zwar keine Legende, genoss aber großen Respekt. Sie hätte einen Karrieresprung nach Sacramento oder sogar Washington machen können, hatte das Angebot aber abgelehnt.

Kathryn Dance trug einen schwarzen Rock samt weißer Bluse, beides aus dicker Baumwolle, und darüber eine dunkelbraune Jacke, die so geschnitten war, dass sie die Glock größtenteils verdeckte. Das einzig Bunte an ihr war ein blaues Band am Ende ihres dunkelblonden französischen Zopfes. Ihre Tochter hatte es ihr am Morgen auf dem Weg zur Schule umgebunden.

»Erledigt.« Der etwa fünfzigjährige Charles Overby blickte von seinem Telefon auf. Hatte er sich gerade zum Tennis verabredet oder eine E-Mail des Gouverneurs gelesen? Nun ja, in Anbetracht dieses Meetings lag die Wahrheit wohl irgendwo in der Mitte. »Okay, alle bereit?«, fragte der sportliche, wenngleich birnenförmige Mann. »Dann mal los.« Er setzte sich und klappte einen Aktendeckel auf.

Sein freundlicher Tonfall wurde mit denselben kühlen Blicken zur Kenntnis genommen, die soeben noch Dance gemustert hatten. In Behördenkreisen galt Overby seit jeher vor allem als fähiger Verwaltungsbeamter. Die beiden Besucher waren hingegen hartgesottene Ermittler und legten wenig Wert auf unnötige Floskeln.

Sie murmelten einen knappen Gruß und nickten kurz.

Die Angelegenheit, um die es hier ging, war Teil eines für ganz Kalifornien geplanten gemeinschaftlichen Vorstoßes gegen einen neuen Aspekt der Bandenkriminalität. Das organisierte Verbrechen hatte sich im gesamten Bundesstaat ausgebreitet, konzentrierte sich aber im Norden und im Süden, in Oakland und Los Angeles. Doch anstatt Rivalen zu bleiben, hatten die beiden Gruppen eine einträgliche Zusammenarbeit beschlossen: Aus der Bay Area wurden Waffen nach Süden geliefert, und im Gegenzug kamen Drogen nach Norden. Zu

jedem beliebigen Zeitpunkt waren auf der Interstate 5, dem Highway 101 und dem staubigen, langsameren 99 Dutzende illegaler Transporte unterwegs.

Um die Verfolgung dieser Transporte zu erschweren, hatten die Obergangster sich etwas Neues ausgedacht: Sie nutzten diverse Zwischenstationen, um die Fracht von den ursprünglichen Sattelschleppern auf zahllose kleinere Last- und Lieferwagen zu verteilen. Das zwei Stunden südlich von Oakland und fünf Stunden nördlich von L. A. gelegene Salinas mit seiner aktiven Bandenpopulation bot sich zu diesem Zweck geradezu an. Es gab hier Hunderte von Lagerhäusern und Tausende von geeigneten Fahrzeugen. Die Fahndungserfolge der Polizei gingen gegen null, und die illegalen Geschäfte florierten. Die Kriminalstatistik prognostizierte allein für das laufende Jahr einen Anstieg des kombinierten Waffen- und Drogenhandels um fast eine halbe Milliarde Dollar.

Vor sechs Monaten hatten CBI, FBI, DEA und die örtlichen Strafverfolgungsbehörden als Gegenmaßnahme die Operation Pipeline ins Leben gerufen, leider bislang mit dürftigem Erfolg. Die Gangster waren so gut vernetzt, so gerissen und dreist, dass sie ihren Verfolgern stets einen Schritt voraus blieben. Erwischt wurden nur einige kleine Dealer oder Drogenkuriere, die sich ein paar Unzen Stoff in den Schritt geklebt hatten und somit den Papierkram bei der Verhaftung kaum wert schienen. Und was noch schlimmer war, mehrere Informanten flogen auf und wurden gefoltert und ermordet, bevor sich konkrete Spuren ergeben hatten.

Als Bestandteil von Pipeline leitete Kathryn Dance eine Sondereinheit, zu der Foster, Allerton und zwei weitere Beamte gehörten, die sich gegenwärtig im Einsatz befanden. Intern bezeichneten sie ihren Teilbereich als die Guzman Connection, benannt nach einem massigen, ziemlich psychotischen Gangster, der angeblich mindestens die Hälfte der Übergabestellen in und um Salinas kannte. In der verrückten Welt der Strafverfolgung war so jemand praktisch ein Hauptgewinn.

Nach umfangreicher Vorarbeit hatte Dance dem Rest der Truppe am Abend zuvor per SMS mitgeteilt, dass nun eine erste konkrete Spur

zu Guzman führe und alle sich hier und jetzt zu einer Besprechung einfinden sollten.

»Also, dann erzählen Sie uns mal von dem Trottel, mit dem Sie heute reden wollen und der uns angeblich Guzman liefern wird«, sagte Steve Foster. »Wie heißt er doch gleich? Serrano?«

»Ja«, erwiderte Dance. »Joaquin Serrano. Er hat keinen Dreck am Stecken – zumindest soweit wir wissen. Keine Vorstrafen. Zweiunddreißig Jahre alt. Auf ihn gebracht hat uns einer unserer Spitzel ...«

»Wessen genau?«, fiel Foster ihr ins Wort. Das konnte er gut, wie Dance mittlerweile aus Erfahrung wusste. Außerdem waren Ermittler stets besonders empfindlich, wenn Kollegen versuchten, ihnen einen vertraulichen Informanten auszuspannen.

»Er wird von unserer Dienststelle geführt.«

Foster gab ein Grunzen von sich. Vielleicht war er verärgert, weil man ihn erst jetzt davon in Kenntnis setzte. Mit einer beiläufigen Handbewegung forderte er Dance auf, ihre Ausführungen fortzusetzen.

»Serrano kann eine Verbindung zwischen Guzman und dem Tod von Trauerkloß herstellen.«

Das Opfer hieß eigentlich Hector Mendoza und verdankte den Spitznamen seinen hängenden Augenlidern. Er hatte sowohl die nördlichen als auch die südlichen Führungsriegen gekannt und wäre ein perfekter Belastungszeuge gewesen – vorausgesetzt, er hätte überlebt.

Sogar der zynische, mürrische Foster schien von der Aussicht angetan zu sein, Guzman die Ermordung von Trauerkloß nachweisen zu können.

Overby war mal wieder gut darin, das Offensichtliche festzustellen. »Falls Guzman umfällt, könnten die anderen Pipeline-Banden wie Dominosteine folgen.« Dann schien ihm die eigene Metapher nicht zu gefallen.

»Dieser Zeuge, Serrano. Erzählen Sie uns mehr über ihn.« Allerton spielte an einem großen gelben Notizblock herum. Dann schien es ihr bewusst zu werden. Sie rückte den Block zurecht und ließ von ihm ab.

»Er ist Landschaftsgärtner bei einer der großen Firmen in Monterey.

Mit legalen Papieren. Anscheinend glaubwürdig.«

»Anscheinend«, sagte Foster.

»Ist er hier?«, fragte Allerton.

»Draußen«, entgegnete Overby.

»Wieso sollte er mit uns sprechen?«, fragte Foster. »Ich meine, machen wir uns doch nichts vor. Dieser Kerl weiß ganz genau, was Guzman mit ihm anstellen wird, falls er Wind davon bekommt.«

»Vielleicht will er Geld«, mutmaßte Allerton. »Oder er kennt jemanden im Knast, dem wir helfen sollen.«

»Oder er will womöglich einfach nur das Richtige tun«, sagte Dance, was Foster auflachen ließ. Auch sie selbst lächelte matt. »Ich habe gehört, das soll gelegentlich vorkommen.«

»Er hat sich freiwillig bereit erklärt?«, grübelte Allerton laut.

»Ja. Ich habe ihn angerufen, und er war einverstanden.«

»Wir bauen also allein auf seinen guten Willen, uns behilflich zu sein?«, hakte Overby nach.

»Mehr oder weniger.« Das Telefon an der Wand summte. Dance stand auf und hob ab. »Ja?«

»He, Boss.«

Der Anrufer war TJ Scanlon, um die dreißig Jahre alt und hier bei der CBI-Dienststelle für den Westen von Zentralkalifornien einer von Dances Mitarbeitern, wenngleich streng genommen nicht ihr Untergebener. Er war ein zuverlässiger, sehr arbeitsamer Kollege und, gelinde gesagt, eine für diese konservative Behörde eher untypische Erscheinung.

»Er ist hier«, sagte TJ. »Es kann losgehen.«

»Okay, bring ihn her.« Dance hängt den Hörer ein. »Serrano kommt jetzt«, teilte sie den anderen mit.

Sie verfolgten, wie sich jenseits des Spiegels die Tür des Verhörzimmers öffnete. TJ trat ein, schlank, der rote Lockenschopf noch widerspenstiger als üblich. Er trug ein kariertes Sakko und eine rote Schlaghose, dazu ein Batik-T-Shirt, gelb und orange.

Untypisch ...

Ihm folgte ein hochgewachsener Latino mit dichtem kurzem Haar. Der Mann sah sich im Raum um. Seine dunkelblaue Jeans war eng

geschnitten. Und neu. Er trug ein graues Kapuzenshirt mit der Aufschrift »UCSC« auf der Brust.

»Sieh an«, murmelte Foster. »Ein Absolvent der Uni Santa Cruz. Ganz bestimmt.«

»Einen Abschluss hat er zwar nicht, aber er hat dort tatsächlich mal Seminare belegt«, stellte Dance klar.

»Hmm.«

Die rechte Hand des Latinos war tätowiert, allerdings wohl nicht mit einem Bandensymbol, und auch auf seinem linken Unterarm schien der Anfang eines Tattoos aus dem Ärmel hervorzuschauen. Seine Miene wirkte unbekümmert.

»Da wären wir«, ertönte TJ Scanlons Stimme aus dem Lautsprecher. »Dort. Bitte nehmen Sie Platz. Möchten Sie ein Glas Wasser?«

»Nein«, sagte der Mann ruhig.

»Es kommt gleich jemand.«

Der Mann nickte und setzte sich mit dem Gesicht zu den Beobachtern auf einen Stuhl. Nach einem kurzen Blick auf den Spiegel zog er sein Mobiltelefon aus der Tasche und musterte das Display.

Foster verlagerte sein Gewicht. Dance hätte auch ohne ihre Fachkenntnisse gewusst, was er dachte. »Vergessen Sie nicht, er ist ein Zeuge«, sagte sie. »Wir haben keine rechtliche Handhabe gegen ihn. Er hat nichts verbochen.«

»Oh, natürlich hat er das«, widersprach Foster. »Wir wissen es bloß noch nicht.«

Sie sah ihn an.

»Ich kann es riechen.«

Dance stand auf, zog ihre Glock aus dem Holster und legte die Waffe auf den Tisch. Dann nahm sie ihren Stift und einen Notizblock.

Mal sehen, was es wirklich mit diesem Serrano auf sich hatte.

»Sie wirkt mit diesem Kinesik-Kram also wahre Wunder, ja?«, fragte Foster.

»Kathryn ist gut, durchaus.« Overby mochte Foster nicht besonders, denn er hielt ihn für den Typ Ermittler, der bereitwillig die Lorbeeren einheimsen und sich vor den Medien in Szene setzen würde, auch wenn in Wahrheit andere den größten Teil der Arbeit erledigt hatten. Doch Overby musste vorsichtig sein. Foster hatte zwar ungefähr seine Gehaltsklasse, war aber einflussreicher, denn er saß in Sacramento, keine zehn Meter vom Büro des CBI-Direktors entfernt. Und er war politisch gut vernetzt.

Allerton nahm ihren bislang leeren Block und schrieb eine »1« darauf.

»Schon seltsam«, fuhr Overby fort. »Wenn man weiß, was sie draufhat – dieses ganze Körpersprache-Zeug –, dann sitzt man mit ihr zum Beispiel beim Mittagessen und achtet die ganze Zeit darauf, was man tut und wohin man guckt. Als würde man damit rechnen, dass sie auf einmal sagt: ›Aha, Sie haben sich also heute Morgen mit Ihrer Frau gestritten. Wegen der vielen unbezahlten Rechnungen, schätze ich.«

»Wie bei Sherlock Holmes«, sagte Allerton. »Ich mag ja diese britische Serie. Mit dem Schauspieler, der so komisch heißt. Ähnlich wie ›Kummerbund‹.«

Overby blickte geistesabwesend in das Verhörzimmer. »Nein, so läuft das nicht mit der Kinesik.«

»Nicht?«, fragte Foster.

Overby sagte nichts mehr. Als Foster und Allerton sich dem Spiegel zuwandten, nahm er die beiden Beamten kurz in Augenschein. Dann betrat Dance das Verhörzimmer, und auch Overbys Aufmerksamkeit richtete sich auf das Geschehen dort drinnen.

»Mr. Serrano, ich bin Agent Dance«, ertönte knisternd ihre Stimme aus dem Wandlautsprecher im Beobachtungsraum.

»Mister«, murmelte Foster.

Die Augen des Latinos verengten sich. Er musterte Dance prüfend. »Guten Tag.« Weder seine Miene noch seine Haltung wirkten auf Overby irgendwie nervös.

Sie nahm gegenüber von ihm Platz. »Vielen Dank, dass Sie hergekommen sind.«

Ein Nicken. Freundlich.

»Zunächst mal möchte ich betonen, dass nicht gegen Sie ermittelt wird. Nur damit keine Missverständnisse aufkommen. Wir sprechen mit Dutzenden, vielleicht sogar Hunderten von Leuten. Unser Interesse gilt der Bandenkriminalität hier auf der Halbinsel. Und wir hoffen, dass Sie uns behilflich sein können.«

»Also brauche ich keinen Anwalt.«

Sie lächelte. »Nein, nein. Und Sie können jederzeit gehen. Oder sich entscheiden, auf eine Frage nicht zu antworten.«

»Aber würde ich mich damit nicht verdächtig machen?«

»Ich könnte Sie fragen, wie Ihnen gestern Abend der Braten Ihrer Frau geschmeckt hat. Da würden Sie die Antwort womöglich lieber verweigern.«

Allerton lachte. Foster wirkte ungeduldig.

»Ich könnte darauf gar nicht antworten.«

»Sie sind nicht verheiratet?«

»Richtig, aber selbst wenn ich es wäre, würde ich das Kochen übernehmen. Ich kann das ganz gut.« Dann ein Stirnrunzeln. »Doch ich möchte helfen. Manche der Dinge, die im Umfeld der Banden passieren, sind schrecklich.« Er schloss kurz die Augen. »Abscheulich.«

»Wohnen Sie schon länger hier in der Gegend?«

»Zehn Jahre.«

»Sie sind ledig. Lebt Ihre Familie hier?«

»Nein, in Bakersfield.«

»Hätte sie das nicht alles im Vorfeld eruieren müssen?«, fragte Foster.

»Oh, das hat sie«, sagte Overby. »Sie weiß alles über ihn. Zumindest alles, was sie in den letzten acht Stunden herausfinden konnte, seitdem sie seinen Namen kennt.«

Er hatte viele von Dances Verhören verfolgt und kannte auch einen

ihrer akademischen Vorträge zum Thema. Daher konnte er den anderen eine kurze Zusammenfassung liefern. »Bei der Kinesik geht es hauptsächlich darum, nach Anzeichen für Stress Ausschau zu halten. Wenn jemand lügt, steht er zwangsläufig unter Druck. Manche Verdächtige können das so gut verbergen, dass es kaum wahrnehmbar ist. Aber den meisten von uns merkt man es an. Kathryn führt mit Serrano anfangs eine ganz gewöhnliche Unterhaltung, ohne auf Banden oder Straftaten zu sprechen zu kommen, sondern eher auf das Wetter, die eigene Jugend, Restaurants oder das Leben auf der Halbinsel. So gewinnt sie einen grundlegenden Eindruck von seiner Körpersprache.«

»Und wozu?«

»Es ist die Basis für alles Weitere. Sie weiß dadurch, wie er sich verhält, wenn er wahrheitsgemäß antwortet. Als ich vorhin gesagt habe, so läuft das nicht mit der Kinesik, habe ich gemeint, dass sie nicht in einem Vakuum funktioniert. Es ist nahezu unmöglich, jemanden zu treffen und sofort zu durchschauen. Man muss erst tun, was Kathryn gerade macht – sich diesen grundlegenden Eindruck verschaffen. Danach wird sie ihn über die Bandenaktivitäten befragen, von denen er etwas wissen könnte, dann über Guzman.«

»Sie vergleicht also sein späteres Verhalten mit seinem jetzigen, das seine wahrheitsgemäßen Aussagen begleitet«, sagte Allerton.

»Ganz genau«, bestätigte Overby. »Und etwaige Abweichungen werden darauf hindeuten, dass er Stress empfindet.«

»Und zwar, weil er dann lügt«, ergänzte Foster.

»Kann sein. Aber es gibt natürlich Unterschiede. Man lügt zum Beispiel, weil man gerade jemanden erschossen hat, oder man lügt, um nicht selbst erschossen zu werden. Der Täuschungsversuch wird bedeuten, dass Serrano ab einem gewissen Punkt nicht mehr kooperativ ist. Und Kathryns Aufgabe ist es, ihn dennoch zur Zusammenarbeit zu bewegen.«

»Zusammenarbeit«, wiederholte Foster zynisch und so langsam, dass das Wort aus mehr als fünf Silben zu bestehen schien.

Overby bemerkte, dass Foster Raucher war oder zumindest bis vor Kurzem geraucht hatte – sein Zeige- und Mittelfinger waren leicht verfärbt und seine Zähne gelblich.

Sherlock.

Vor ihnen, in dem kleinen, kargen Raum, fuhr Kathryn Dance damit fort, Fragen zu stellen, zu plaudern, Gemeinsamkeiten zu finden.

Fünfzehn Minuten vergingen.

»Arbeiten Sie gern als Gärtner?«, fragte Dance.

»Und ob, *sí* ... Es ist ... Keine Ahnung ... Ich arbeite gern mit den Händen. Vielleicht wäre ich sogar Künstler geworden, wenn ich das entsprechende Talent gehabt hätte. Hab ich aber nicht. Doch Gartenarbeit, die liegt mir richtig gut.«

Overby fielen die schwarzen Fingernägel des Mannes auf.

»Lassen Sie uns nun auf die Ermittlungen zu sprechen kommen. Vor zwei Wochen wurde ein Mann namens Hector Mendoza getötet. Erschossen. Sein Spitzname war Trauerkloß. Er kam gerade aus einem Restaurant in New Monterey. An der Lighthouse Avenue.«

»Trauerkloß. Ja, ja. Das war in den Nachrichten. Bei der Filiale von Baskin-Robbins, richtig?«

»Genau.«

»War das ... ich weiß nicht mehr so recht, aber wurde er nicht aus einem vorbeifahrenden Wagen erschossen?«

»Stimmt.«

»Wurde sonst noch jemand verletzt?« Er runzelte die Stirn. »Ich hasse es, wenn Kinder oder Unbeteiligte zu Schaden kommen. Diese Gangster, die scheren sich nicht darum, wen sie erwischen oder nicht.«

Dance nickte mit freundlicher Miene. »Nun, Mr. Serrano, der Grund, aus dem ich dies anspreche, ist folgender: Bei unseren Nachforschungen ist Ihr Name aufgetaucht.«

»Mein Name?« Er wirkte verwundert, aber nicht schockiert. Sein dunkles Gesicht legte sich kurz in Falten.

»An dem Tag, an dem dieser besagte Mendoza ermordet wurde, haben Sie, soweit ich weiß, im Haus von Rodrigo Guzman gearbeitet. Das war am einundzwanzigsten März. Haben Sie, während Sie für Mr. Guzman tätig waren, einen schwarzen BMW gesehen? Einen großen? Es geht um den Nachmittag des Einundzwanzigsten. So etwa fünfzehn Uhr.«

»Ich hab da mehrere Autos gesehen. Vielleicht auch ein paar schwarze, aber ich glaube eher nicht. Und keinen BMW. Ganz

bestimmt.« Er lächelte wehmütig. »So einen hätte ich nämlich gern, und er wäre mir aufgefallen. Ich hätte ihn mir aus der Nähe angeschaut.«

»Wie lange waren Sie denn da?«

»Oh, den Großteil des Tages. Ich fange immer so früh wie möglich mit der Arbeit an, sobald die Kunden mich lassen. Señor Guzman hat ein sehr großes Grundstück, und es gibt immer viel zu tun. Ich war um sieben Uhr dreißig da. Gegen halb zwölf habe ich Mittagspause gemacht, aber nur eine halbe Stunde. Doch wollen Sie etwa andeuten, dass ich für jemanden arbeite, der mit den Banden zu tun hat? Allen Ernstes?« Sein Stirnrunzeln vertiefte sich. »Er ist ein sehr netter Mann. Behaupten Sie etwa, er ist in den Tod von diesem Kerl verwickelt, diesem ... Men...?«

»Mendoza. Hector Mendoza.«

»Sí. Señor Guzman ist so freundlich. Er könnte niemandem wehtun.«

»Noch mal, Mr. Serrano, wir versuchen bloß, die Fakten herauszufinden.«

»Seine Reaktionen sagen mir nichts«, warf Allerton ein. »Er rutscht auf seinem Stuhl herum, blickt zur Seite, sieht sie an. Ich weiß nicht, was es zu bedeuten hat.«

»Das ist ja auch *Kathryns* Job«, sagte Overby.

»Ich halte ihn für einen Scheißkerl«, sagte Foster. »Und dazu brauche ich keine Körpersprache. Er klingt einfach *zu* unschuldig.«

»Er hat gerade erfahren, dass einer der einträglichsten Kunden seiner Firma ein Gangster sein könnte, und ist nicht allzu glücklich darüber«, sagte Overby. »Mir ginge es da ähnlich.«

»Ach ja?«, entgegnete Foster.

Overbys Kopf ruckte hoch, aber er sagte nichts und nahm die herablassende Bemerkung hin. Allerton warf Foster einen bohrenden Blick zu. »Ich meine ja nur«, sagte dieser. »Ich traue dem Kerl nicht über den Weg.«

»Noch mal, Mr. Serrano, es gibt viele offene Fragen, auf die wir keine Antwort wissen«, sagte Dance. »Der Mann, der Mr. Mendoza erschossen hat, soll sich mit Mr. Guzman getroffen haben, und zwar unmittelbar bevor er nach New Monterey gefahren ist. Aber so wurde

es uns bloß berichtet. Und nun müssen wir es überprüfen, das können Sie doch bestimmt verstehen.«

»Ja, na klar.«

»Sie sagen also, Sie sind sich sicher, dass an jenem Vormittag kein BMW bei dem Haus geparkt stand?«

»Ganz recht, Agent Dancer ... nein, Dance, richtig? Agent Dance. Und ich bin mir fast genauso sicher, dass keiner der Wagen dort schwarz war. Und zu der Zeit habe ich auf der Vorderseite des Anwesens gearbeitet, in der Nähe der Auffahrt. Die Autos wären mir aufgefallen. Ich habe Hortensien gepflanzt. Er mag die blauen.«

»Danke für die Info. Eine Sache noch. Falls ich Ihnen Fotos einiger Männer zeigen würde, könnten Sie mir dann sagen, ob einer oder mehrere von denen bei Mr. Guzmans Haus aufgetaucht sind, während Sie dort waren? Idealerweise am Einundzwanzigsten, aber auch an jedem anderen Datum.«

»Ich werd's versuchen.«

Dance klappte ihren Notizblock auf und holte drei Bilder hervor.

»Die sind nicht besonders gut. Wurden die mit einer, wie heißt das, Spionagekamera oder so aufgenommen?«

»Ja, richtig, eine Überwachungskamera.«

Der junge Mann beugte sich vor und zog die Fotos näher heran. Dabei schienen ihm seine schmutzigen Fingernägel aufzufallen und peinlich zu sein. Sobald er sich die Aufnahmen zurechtgelegt hatte, senkte er beide Hände in den Schoß.

Dann nahm er die Fotos lange in Augenschein.

»Er scheint sich wirklich Mühe zu geben«, sagte Allerton. »Daumen drücken.«

Doch dann lehnte der junge Mann sich zurück. »Nein, ich bin mir sicher, dass ich keinen von denen je gesehen habe. Aber der da« – er tippte auf eines der Bilder – »hat große Ähnlichkeit mit diesem Outfielder der Oakland Athletics.«

Dance lächelte.

»Auf wen hat er gezeigt?«, fragte Foster. »Ich kann es nicht erkennen.«

»Auf Contino, glaube ich«, sagte Allerton.

»Ein Arschloch, wie es im Buche steht«, schimpfte Foster.